

© 2018 Helene Steurer, Herausgeberin

Autor: Franz Soucek

Aus der Handschrift übertragen von Helene Steurer Umschlaggestaltung:

Buchschmiede mit einer eigenen Zeichnung des Autors

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors: Buchschmiede von
Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.com

ISBN Paperback:978-3-99070-94 7 -4

ISBN Hardcover: 978-3-99070-948-1

ISBN e-book: 978-3-99070-949-8

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Franz Souček

Blumen und Krieg
Lebenserinnerungen eines Gärtners
1887-1918
Kindheit und Jugend in Wien
Berufsleben eines Gärtners
Der Krieg



Franz Souček, „Blumen und Krieg, Lebenserinnerungen eines Gärtners“

Ein paar Worte voraus, Februar 2013, korrigiert Jänner 2018.

Vorwort für den ersten und den zweiten Teil.

Dies ist die Übertragung der Niederschrift meines Großvaters Franz Souček, geb.1887. Ich bin 1946 geboren und habe die sogenannten „Memoiren“ in den Computer geschrieben, wobei ich nach meinen Möglichkeiten nur die mir am notwendigsten erscheinenden Korrekturen vorgenommen habe, so wie ich glaube, dass es auch meinem Großvater recht wäre. Das ist kein literarisches Werk, dazu waren weder ich noch der Verfasser berufen, es sind Lebenserinnerungen, die, wie ich glaube, auch einen Wert als Zeitdokument haben. Ganz sicher bin ich aber nicht, ob der Verfasser nicht auch ein spannendes Buch schreiben wollte, das ist ihm nämlich gelungen, wie mir die erzählten, die es gelesen haben. Franz Souček hat in Voitsberg eine Gärtnerei betrieben. In seiner Freizeit malte und zeichnete er sehr gerne. Das machte er dann auch in der Pension, und jetzt konnte er auch seine Lebenserinnerungen aufschreiben. Er erzählt von seiner Kindheit in Wien und schildert auch die damaligen Lebensumstände. Er schreibt von seiner Lehre, der kurzen Episode in Böhmen und dem größeren Teil der Lehrzeit in Preussisch -Schlesien. Die Gesellenzeit begann er mit einer Anstellung im Schloss Drassburg, damals Ungarn, im heutigen Burgenland. Dort lernte er auch seine Frau kennen, Juliane, genannt Lanka. Die Erzählungen über die Lebensabschnitte werden durch harmlose Anekdoten mit einem etwas derben, naiven Humor geschmückt, sie beleuchten aber auch die Denkweise und die Lebensart dieser vergangenen Zeit. Nach verschiedenen Arbeiten in Wien konnte der junge Franz Souček auf einen sehr interessanten und anspruchsvollen Arbeitsplatz als Obergärtner in einem botanischen Garten in Budapest wechseln. Zu seinem Bedauern musste er diese Stelle wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges verlassen. Ich erinnere mich, dass Opa sehr oft von den Kriegsjahren sprach. Die Kriegserinnerungen waren für die Zuhörer nicht sehr attraktiv, galt ja der Großvater schon als alter Mann, der sich öfters wiederholte, und immer und immer wieder von diesen Ereignissen sprach. Ich glaube, er erzählte so viel davon, weil er in diesen Jahren als Mensch herausgefordert war, bis an seine Grenzen zu gehen. Die Prüfungen, die ihm das Leben gestellt hatte, hat er bestanden.Und wie ich in diesen Aufzeichnungen gelesen habe, forderte der Krieg auch von ihm, wie von tausenden anderen, mehr als bis zu seinen Grenzen zu gehen. Was auf den Einzelnen

zugekommen war, war mehr und mit noch so vielen Erzählungen nicht abzuschließen. Opa wuchs sehr einfach auf, mit dem Wissen, dass es auch einem Teil seiner Familie besser ging, wie zum Beispiel Verwandten seiner Mutter, die als junge Witwe mit einer Tochter nach Wien gekommen war und dort mit dem zweiten Mann und jetzt sechs Kindern in bescheidenen Verhältnissen lebte. Franz Souček war ältester Sohn, dem viele Aufgaben übertragen wurden, er wollte es immer ein bisschen besser machen. Als Gehilfe sah er, für mich ausnahmsweise recht unsympathisch, auf einen abergläubischen Lehrling herab und jagte ihm Furcht ein. Franz Souček war kein Heiliger, er fand auch Gefallen daran, Macht auszuüben. Er äußerte in seinen Aufzeichnungen auch seine Wut auf den Feind in den Kriegsgeschehnissen, er hatte nicht immer Verständnis für die Ablehnung der Aggressoren durch die Zivilbevölkerung, zum Beispiel etwa durch einen Priester, der nichts zu essen herausgeben wollte. Der Erzähler konnte in der geschilderten Zeit nicht immer über den Dingen stehen, was vielleicht sein Wunsch gewesen wäre. Trotz allem versuchte er meistens, nach seinen Idealen zu leben und zu handeln. Als Arbeiter im Bautrupp, in der Militär-Arbeiter-Abteilung, als Ordonnanz, versuchte er immer, all seine Wendigkeit, Schlauheit, sein Mitgefühl mit anderen Menschen, zu seinem und dem Wohl der anderen einzusetzen. Er fühlte den Auftrag, Sprachen zu lernen, was ihm sehr leicht fiel. So konnte er die Kenntnis mehrerer Sprachen als Dolmetsch im Krieg gut nützen. Vielleicht wollte Franz Souček ein Held sein, aber einer mit Schlauheit und Geistesgegenwart, einer, dem es gelang, sein Leben zu bewahren und nicht zu töten. Er bekam mehrere Medaillen für seine Tapferkeit im Kriege in Silber und in Bronze; einmal auch dafür, dass er sich kurz Befehlsgewalt angemessen und seine Kameraden und auch Vorgesetzte ganz schnell aus der Gefahr geholt hat. Sein innerer Auftrag zu helfen, Unglück zu verhindern, überstieg auch manchmal, aber nicht immer, die realen Möglichkeiten. Wenn er einmal berichtet, Kameraden hätten gerettet werden können, wenn sie ihm gefolgt hätten, wird er das auch mit gutem Recht behauptet haben. Nach dem Krieg erzählte er- und ich glaube ihm-, dass es ihm gelungen war, in der ganzen Zeit des Krieges keinen einzigen Menschen zu töten. Dies war bei der Art seiner Verwendungen im Kriege auch legal und möglich. Wer an einen Sinn des Krieges glaubt, wird diese Einstellung nicht sinnvoll finden. Eingefügt wurden von mir Bilder aus dem Nachlass, Bilder, die Franz Souček in seine Schrift geklebt hatte, und ein Bild aus einem Medaillon. Viele Pflanzen wurden aufgezählt und mit dem botanischen Namen bezeichnet, was für jemanden, der damit nichts zu tun hat, langweilig werden könnte. Deshalb wollte ich zuerst viele Bilder dieser Blumen und Bäume aus Wikipedia einfügen. Da aber die Fertigstellung der Abschrift schon einige Zeit her ist und auch Wikipedia seinen Bestand an Bildern inzwischen geändert hat, war es jetzt, da

ich diese Schrift veröffentlichen möchte, oft nicht mehr möglich, den Ursprung der Bilder und damit die Lizenzrechte nach zu verfolgen. Ich muss leider auf eine Bebilderung aus Wikipedia verzichten. Eingefügt habe ich aber eine kurze Lebensgeschichte des Betreibers des botanischen Gartens in Budapest, des Herrn Professor Zipernowsky, welche ich in Wikipedia fand und von mir dieser Text aus dem Internet wortwörtlich wiedergegeben wird Unter den jetzt etwa 100 Jahre alten Fotos, die Franz Souček zu seinen Erinnerungen geklebt hat, waren einige von so schlechter Qualität, dass ich sie nicht mehr verwenden konnte.

Beim Abschreiben der Erlebnisse in den slawischen Ländern gingen die slawischen Akzente meistens verloren, weil es mir technisch nicht gelungen ist, sie richtig abzuschreiben.

Zum Inhalt der Schrift:

Herr Franz Souček konnte teilweise auf Aufzeichnungen zurückgreifen, und in der Zeit des 1.Weltkrieges hat er regelmäßig Tagebuch geführt und es in dieser Niederschrift über weite Strecken wörtlich übertragen, auch schrieb er anscheinend Auszüge daraus als Erzählung nieder. Die Schrift endet als „Ende des ersten Teils“. Es gibt auch noch weitere Aufzeichnungen, die ich noch abschreiben möchte.

Helene Steurer

Anmerkung: Auf dem Buchrücken wurde in einem kleinen Bildchen eine eigene Zeichnung des Autors hinzugefügt. In den Text wurden drei kleine Blumenbilder des Autors eingefügt, das Bild einer Orchidee aus der freien Datenbank Pixabay und das Bild eines welken Blattes im Herbst, ebenfalls aus dieser Datenbank..

**Die Lebenserinnerungen des Gärtners Franz Souček,
die Kindheit, die Jugend, die Lehrjahre und die ersten
Anstellungen bis zum Ausbruch des 1.Weltkrieges**

Wir schreiben heute das Jahr 1956. Lange ist es her, dass ich ein Kind war, gehe ich doch heuer in das siebzigste Jahr und muss gut nachdenken, um mich an alle Einzelheiten zu erinnern. Soweit ich mit meiner Niederschrift kommen kann, will ich versuchen, alles wahrheitsgemäß darzustellen, mit teilweise falschen Namen der Personen, um nicht vielleicht einmal vor Gericht zitiert zu werden.

Bis zu meinem sechsten Jahr verlief meine Kindheit so wie es allen Kindern geht, mit Kinderkrankheiten, Zahn-und Ohrenschmerzen und hellen und sonnigen Kindertagen, wo mich die Mutter oft aus Liebe ans Herz drückte, dem Spiel mit meinen Geschwistern und mit Spaziergängen mit meiner Schwester Berta und mit Vater. Mit sechs Jahren ging ich in die Erdbergschule im dritten Bezirk und hatte jetzt in der ersten Klasse lange blonde Pagenhaare, trug kurze Hosen, ein blau-weiß oder rot-weiß gestreiftes Ruderleiberl und auch genauso gestreifte Strümpfe. Nun, da ich Schüler war, passte ich auf meine Sachen gut auf. Ich bekam viel Lob in der Schule und ich glaube, dass meine Eltern auf mich stolz waren. Vorher war ich wirklich ein kleiner Rotzbub, der mit glänzenden Rockärmeln herum lief, verlor ich doch ständig das Taschentuch.

Von meinen Spielkameraden Franzl und Gustl Roisl und den beiden Knaben vom Anstreichermeister Weckerle aus dem Neunzehnerhaus lernte ich vieles, das mir gefiel. Wohnten wir doch alle im Neunzehnerhaus in der Dietrichgasse, und die schönsten Stunden verbrachten wir auf den zwei Stufen der Frau Marton, wo wir der Frau Roisl zuhörten, die uns Märchen erzählte und auch erzieherisch auf uns Buben einwirkte. Wollten wir herumtollen, na, da stand uns gegenüber das „Ringerl“ mit den weit verbreiteten Gemüsegärten, die sich von der Haidingerstraße bis weit über Simmering erstreckten, dann die Ufer des Donaukanals an der Erdbergerländer, von der Schlachthausbrücke bis zur Seifenbrücke. Von der Brücke bis zur Haidingerstraße waren große Stöße mit Brettern aufgeschlichtet, die mit Flößen und Schleppschiffen vom Donaustrom mit zwei starken Pferden an der linken Seite des Donaukanals flussaufwärts gezogen wurden. Von der Dietrichgasse zur Erdbergerländer stand links von der Haidingerstraße die Metallfabrik Georg Roth, in der mein Vater als Maschinist beschäftigt war. Rechts war die Fabrik Dengg, eine Eisengießerei und gegen die Schlachthausbrücke zu die alte Drorz-Gasfabrik.

Da waren noch einige Häuser wie Bösenkopf, eine Seilerei, die Drogenfabrik „Zum schwarzen Hund“, das Haus der drei Schwestern, die wir „die drei Schlangen“ nannten, das Haus unseres Hausherrn Hefetter und dann noch einige kleine Häuser, wo Einspänner und Fiaker zu Hause waren. Vom Neunzehnerhaus übersah man das Gelände bis zur Erdbergstraße, Rüdengasse, Hainburgerstraße etc. und vis à vis das Haus des Fleischers und Selchers Lutschandl, der wöchentlich

einige zwanzig bis dreißig ungarische Fettschweine bekam. Lutschandl war auch unser Grammelonkel, denn heute denke ich noch an die guten heißen Grammeln, um die uns unsere Mutter für 30 Kreuzer schickte. Obwohl wir später fünf Kinder waren, reichten sie für uns alle aus einschließlich unserer Mutter.

Damit ich aber richtig beginne:

Ich wurde am 10. Mai 1887 in der Dietrichgasse Nr. 6 geboren. Ein kleines, niederes, lang gestrecktes Haus, das, wie ich glaube, dem Fiaker Sandner gehörte, war die Geburtsstätte meiner Wenigkeit. Feuchte Mauern, ein Hund und Hühner, der feine Geruch von Stallmist, waren das ländliche Idyll, in dem meine Eltern glücklich schienen. Das ging, bis ich in der feuchten Wohnung



(„Franzl“ oben in der Mitte, Bruder Max war gerade von einem Pferdehuf ins Gesicht getroffen, die kleine Schwester Mitzi nach einer schweren Masernerkrankung; neben dem Vater Schwester Anna, Pepi, der Zweitjüngste, fehlt, er ist ja im Alter von 9 Jahren im Donaukanal ertrunken. Anmerkung H.St.)



Vater Josef Souček



Mitzi und Bruder später



lebensgefährlich erkrankte und meine Eltern deshalb gezwungen waren, die Wohnung zu wechseln. Nicht zuletzt wegen des energischen Auftretens unseres späteren Hausarztes Herrn Dr. Bohr zogen sie in eine sonnige und helle Wohnung im Haus Dietrichgasse Nr. 19. Und in der neuen Wohnung hatte mein Vater Josef Souček auch nur einige Minuten zu Fuß in die Fabrik zu gehen, wo er im Wochenlohn stand.

Meine Mutter Anna Souček oder auch ich brachten ihm täglich das Mittages-
sen zum Portier Fabian, einem freundlichen Herrn, der das Essen dann meinem Vater übergab. Ich durfte in der Portierloge auf das leere Geschirr warten. Fünf Jahre lang besuchte ich die Erdberger Volksschule, und mein liebster Lehrer war Herr Stummvoll, dem ich von seiner Mutter, die in der Haidinger Gasse ein Milchgeschäft hatte, die Zehnuhrjause holen durfte. In der zweiten Klasse hatte ich Herrn Sponner als Lehrer. Neben mir saß ein Schüler, der an der „Hinfallenden Krankheit“ litt, so sagte man zur Epilepsie, und ich hatte von dieser Krank-

heit freilich keine Ahnung. In einem Anfall stieß er mich unabsichtlich einmal so, dass ich mit der Feder über das ganze Blatt fuhr. Ich gab ihm einen Stoß und er fiel aus der Bank. Lehrer Sponner sprang hinzu, hob den Buben auf und sah erst jetzt, dass er ohnmächtig war. Ratlos legte er ihn wieder hin, holte mich aus der Bank und fragte mich, ob ich meinen Mitschüler „absichtlich“ aus der Bank stieß. Ich verstand das Wort nicht und sagte: „Ja, Herr Lehrer, er hat mich so gestoßen, dass meine Aufgabe dadurch zerrissen wurde.“ Da gab mir der Lehrer einige saftige Hiebe mit dem Rohrstock, und ich musste mich vorne bei der ersten Schulbank auf den Bauch legen. Ich war doch bis jetzt ein ruhiger, stiller Bub, der fast nie schwätzte oder Dummheiten machte. Es war meine erste Strafe. Ich lag nicht lange, und mein Freund Fuhrmann stieß mit der Fußspitze nach mir.

Im selben Augenblick sah ich vor mir eine Stecknadel und stach ihm damit in den Fuß. Da Fuhrmann laut aufschrie, setzte es das zweite Mal was ab. Ich musste hinauf auf den Katheder und mit dem Gesicht zur Wand stehen. Der Epileptiker kam nach etwa zehn Minuten zu sich. Er sagte dem Lehrer, dass er oft hinfalle. Ich hatte immer halbwegs gute Schulzeugnisse, und das war das erste und letzte Mal, dass ich während der Volksschuljahre von einem Lehrer geschlagen wurde, abgesehen von den zwei Ohrfeigen, die ich in der vierten Klasse vom Katecheten Porstner bekam, einem großen und starken Mann, und zwar mit ziemlicher Kraft, so dass meine Wange stark anschwoll und die Finger des christlichen Katecheten lange danach noch sichtbar waren. In der Zehnuhrpause rannte ich nach Hause und klagte mein Leid der Mutter, die sich sofort aufmachte und zum Oberlehrer Anton Dasch ging. Er war ein weißhaariger alter Mann, der meine Mutter und mich ruhig anhörte und mit uns in die fünfte Klasse ging, wo der Herr Katechet unterrichten sollte. Als wir zur Tür kamen, hörten wir einen Knaben jämmerlich weinen. Beim Öffnen der Tür sahen wir, wie der liebe Herr Katechet einem Buben das Blut von der Wange wischte. Der gute Priester und Erzieher hatte einem Schüler das Ohr stark aufgerissen, sodass der Knabe sofort vom Oberlehrer mit dem Schuldiener ins Rudolfsspital geschickt wurde. Die Ohrfeigen hatte ich bekommen, weil mir das Federpenal heruntergefallen war. Herr Dasch und meine Mutter sagten dem hochwürdigen Herrn so ziemlich alles, nur nichts Gutes, und der gütige Herr war dann bei uns nicht mehr zu sehen. Meine Kindheit bis zum zehnten Jahr verbrachte ich mit fleißigem Lernen für die Schule und mit verschiedenen Spielen mit meinen gleichaltrigen Freunden wie: Wolferln treiben, Kugelscheiben, Titschkerln, Palestern, Wettrennen und mit einem selbstgemachten Gig. Das bestand aus zwei großen Kinderwagenrädern mit Achse, darauf einem Sitz aus Brettern, zwei langen Deichseln zum Einspannen, einem Leitseil aus Spagat und einer Peitsche, und schon konnte das Wettfahren los gehen. Wir spielten Hufstollen schupfen, und auch wurde hie und da einmal

mit einem Ball ein Fenster kaputt geschlagen. Waren uns Buben die Straßen und Gassen zu eng, dann ging es in den Prater zur Wasserwiese, wo wir dem Militär zusahen. Da wurden Rekruten ausgebildet, ganze Bataillone exerzierten, auch die Kavallerie war vertreten, sowie Hornister, die hier übten, so dass es immer lustig zuging und viel zu sehen war. Stellenweise wurde auch Fußball gespielt und eine Art Tennis bei den Italienern. Dass auch wir mit unserem „Fetzenlaberl“ neben den Engländern unser Fußballmatch austrugen, ist selbstverständlich. Und erst im Herbst, war das eine Freude, wenn unser Drachen am höchsten stieg! Die Drachen bastelten wir uns selbst zusammen, groß, schön, bunt, mit langem Papierschwanz. Oft mussten zwei Buben die lange Schnur halten, so zog der Drachen. Im Prater war uns immer der Tag zu kurz. Gab es doch noch 9 den Wurstelprater, die schöne, schnurgerade Hauptallee vom Praterstern bis zum Lusthaus, die Freudenau, die Kriau, das Heustadelwasser, die Fasanerie. Die schönen Wiesen, Bäume zum Klettern, die große Donau, die Schiffsmühlen und alles was ein Kinderherz begehrte, hatten wir. Wo konnte man schöner „Indianer und Trapper“ spielen, „Räuber und Gendarmen“? Viele Familien erholten sich hier nach getaner Arbeit, und am Sonntag war der Prater voll von Menschen, viele Liebespaare waren hier, Militär aller Truppengattungen und aus allen Ländern der Monarchie, und man hörte sie in allen Sprachen des In- und Auslandes reden. Dass auch viele Strizzi und Pülcher, Plattenbrüder darunter waren, sah man an den vielen Raufereien, und oft musste die Rettung Verwundete nach Hieben oder Messerstichen holen. Eines Tages sahen wir Kinder sogar bei der Heidingergasse-Überfuhr einen Toten am Ufer liegen, erstochen von einem Pülcher im Streit. Der Mörder wurde von einigen Zivilisten umringt und festgehalten, bis die Polizei kam. Endlich sah man den Wachmann, auf dem Kopf die Pickelhaube, auf der Brust den Halbmond mit der Nummer und mit einem langen Säbel daherkommen. Es war auch die höchste Zeit, denn bald hätte es einen zweiten Toten gegeben, so sehr wurde der Mörder von der immer größer werdenden Menge verprügelt, dass ihm das Blut nur so aus Mund und Nase rann. Auch während der Arretierung wollten sie ihn lynchen.

Damals gab es in Erdberg und auch in anderen Bezirken viele „Platten“, Kanaltrotter, die in den Kanälen alles Mögliche suchten und auch fanden, durch Kanäle Einbrüche in Geschäfte verübten oder sich tagsüber vor der Polizei versteckten. Jede Nacht gab es Lärm und Schlägereien, besonders in der Dietrichgasse-Ecke Haidingergasse beim Gasthof Juran, wo die Plattenbrüder und saubere Damen ihre Zusammenkünfte hielten. Da wurden bei Hilferufen die Fenster überall aufgerissen, war doch jeder darauf neugierig, was geschah, und die meisten schimpften laut über die Ruhestörung, so dass der „Pahöl“ noch größer wurde und die, die noch schliefen, geweckt wurden. Oft sah ich bei Tag Raufereien,

Verfolgungen über Gartenzäune, hörte Geschrei und Geschimpfe, ja sogar Revolverschüsse. Dass sich so mancher dickbeleibter Polizist sein Leben dadurch wahrte, dass er ganz einfach weder etwas sah noch hörte und die entgegengesetzte Richtung einschlug, darf nicht verwundern. Ich selbst sah einmal, wie die Brüder einen Polizisten verdroschen und seinen Säbel zerbrachen. Dass auch die Schuljugend vieles abguckte und auch schon „Platten“ bildete, den Großen alles nachmachte und sich alles Schlechte aneignete, war wie selbstverständlich, zeigte sich besonders krass bei den Kindern, die kein richtiges Zuhause hatten oder die Eltern asozial waren, die Kinder ohne Erziehung heranwachsen ließen oder gar stehlen schickten.

In den Neunzigerjahren wurde vis à vis vom Neunzehnerhaus zu bauen begonnen, und als die Keller der Häuser 14 a und 14 b und des Eckhauses Dietrichgasse- Haidingerstraße schon standen, wurden alle Bauvorhaben über den Winter eingestellt. Diese Kellerräume waren viele Monate der Tummelplatz der Jugend, bei Tage der Kinder, bei Nacht der Erwachsenen, der Liebespärchen, und so mancher Verbrecher hatte sein Nachtlager darin. Eines Tages sah ich, wie ein Bub allerlei Essbares in den Keller trug; ich sprang ebenfalls hinunter um zu sehen, was da los ist und wurde schon von einigen älteren 10 Schuljungen eingeladen näher zu kommen und mitzutun, damit auch ich etwas zu essen bekomme und auch rauchen kann. Es war schon gegen Abend, als einer mir einen versilberten Kreuzer gab und sagte: „So, da hast du fünf Kreuzer und holst beim Pichlergreissler dafür Speck, legst das Geld mit dem Adler auf die Pudel, und wenn du den Speck bekommen hast, kommst gleich, du kriegst dafür eine Zigarette“. Ich kletterte nach oben und rannte zu Frau Pichler, die im 19er Haus, wo ich wohnte, ein Gemüsegeschäft hatte, gab Frau Pichler das Geld und sagte ihr, von wem ich es bekommen hatte. Ich erzählte ihr von dem Schwindel, und beim Nachsehen in der Kasse hatte sie schon acht falsche Kreuzer darin. Als ich zu den Jungen zurückkam und nichts brachte und log, ich hätte eine Ohrfeige von der Frau Pichler bekommen und sie zeigt alles bei der Polizei und in der Schule an, bekam ich eine Tracht Prügel und musste schleunigst den Keller verlassen.

Frau Pichler erstattete wirklich in der Schule die Anzeige, leider nannte sie auch meinen Namen, ich musste alle Namen der beteiligten Buben dem Schuldirektor Dasch bekannt geben und den Vorgang mit dem versilberten Kreuzer schildern. Am selben Tag hatte ich um 11 h Schulschluss und rannte nach Hause. Ich bekam von Mutter ein Butterbrot und ging wie alltäglich auf die Gasse. Da sah ich die fünf Falschmünzer auf mich zukommen, die mir den Weg zur Mutter absperren. Was ist zu tun? Nach Hause kann ich nicht, auch die Mutter kann ich nicht zum Fenster rufen, weil ich zu weit weg bin. Aber einen Weg sah ich noch offen: den

zur Erdbergstraße über die jetzige Schwalbengasse. Ich rannte so schnell ich konnte und die fünf mir nach. Jedoch ließ ich sie so weit zurück, dass sie nicht sehen konnten, wie ich in der Schwalbengasse in einem Hausflur verschwand und mich hinter dem Tor versteckte. Da, Gott sei Dank, sie laufen vorbei ohne mich zu bemerken. Erleichtert lief ich zurück und nach Hause. Ich wartete beim Fenster um zu sehen, wann die Fünf zum Vorschein kommen nach dem schönen Rundlauf Dietrichgasse, Schwalbengasse, Erdbergstraße, Haidingergasse. Ah, da sind sie ja schon. Machen die aber ungläubige Gesichter, als sie mich lachend am Fenster sehen! Was, der schon zu Hause, wie ist das möglich, wir jagten ihn doch eben. Allerdings verschwand er uns aber wohin und wieso? Trotzdem gab es manchmal ohne dass ich es wollte, eine kleine Keilerei, wo ich öfters den Kürzeren zog. Gab es keine Rauferei, dann waren, da ich so bald wie möglich barfuß ging, meine Zehen wund, oder meine Knie waren nach einem Sturz aufgeschlagen und bluteten, denn die Gassen waren grob geschottert und nicht gewalzt. Da wir die freien Stunden in den Gassen verbrachten, gab es beim Laufen oft Stürze. Oft schlug die Mutter die Hände über dem Kopf zusammen, wenn die Hose zerrissen war oder die nackten Ellbogen aus dem Rockärmel schaute, und ich musste so manches Schimpfwort und Puffe einstecken. Auch die Schuhdoppler hielten nicht lange, und die Mutter wusste oft nicht, wo sie das Geld hernehmen soll, um uns mit Wäsche, Kleidern, Schuhen, Hüten und Schulsachen zu versorgen. Der Verdienst des Vaters war wöchentlich bis zum Jahr 1900 18 Gulden, dann 21 Gulden. Die Wohnung kostete monatlich 18 Gulden, also ein Viertel des Monatslohnes. In die Zeit bis zu meinem 10. Lebensjahr kamen noch zwei große Reisen nach Böhmen. Mit der Mutter fuhr ich, als ich 6 Jahre alt war und mein Bruder Max 4 Jahre, in Vaters Heimat Audraz bei Pisek. Ich kann mich nur dunkel an diese Zeit erinnern. Ich weiß nur noch, dass es dort ausgedehnte, hohe Wälder mit viel Schwarzbeeren gibt und massenhaft Pilze. Die Tante und auch die Cousine nahmen uns oft mit und halfen Beeren für unseren Mund zu sammeln. Auch gab es vor dem Ort einen großen Teich, einen großen Anger und Äcker, Wiesen und einen Jungwald. Jeder Bauer und Keuschler hatte Enten und Gänse, die auf die Weide getrieben wurden. Einmal trieb ich auch die Gänse der Tante auf die Weide, es waren 16 Stück. Ich spielte mit den anderen Kindern, die Gänse hüteten, immer darauf bedacht, dass meine Gänse von den anderen vielen Gänsen abgesondert blieben. Da, Oh Schreck, erhoben sich meine Gänse wie auf ein Kommando und flogen zu den anderen Gänsen in den Teich. Ich weinte fürchterlich, da ich unter den vielen Gänsen meine trotz Rufen und Schreien nicht herausfand. Heulend lief ich schuldbewusst zur Tante, denn ich sollte doch die Gänse hüten, und klage ihr mein Leid. Die gute liebe Tante lachte mich dafür gehörig aus. Abends kamen die Gänse allein vollzählig zurück. Als ich den Gänserich dafür streicheln wollte, biss er mich.

Das zweite Mal verbrachte ich meine Ferien in Mutters Heimatort Roth Petschkau bei Kolin bei Mutters Schwester, zusammen mit meinem Bruder Max. Ich war 8 Jahre und Max 6 Jahre alt. Der Vater brachte uns zum Nordwestbahnhof mit einem kleinen Koffer, worin sich unsere Wäsche, etwas Kleidung und Essbares für die Reise befand. Der Conducteur bekam einen Gulden mit der Bitte, er möge während der Fahrt auf uns schauen und uns in Kolin aussteigen lassen. Dort würde der Onkel Uher mit einem Wagen auf uns warten.



Roth-Petschkau (Cervené Pecky) b.Kolin



Ich hatte mir sämtliche Bahnstationen auf einem Blatt Papier aufgeschrieben, und als die Station Guttenberg (Kutna Hora) kam, wussten wir schon, dass wir die nächste Station aussteigen mussten. Dort gingen wir auf den Onkel zu. Ein magerer, großer, knochiger Mann mit einem Spitzbart, wie er uns von der Mutter beschrieben wurde, stand beim Wagen. Nachdem wir uns zu erkennen gegeben und Mutters Brief übergeben hatten, lud er uns mit dem Köfferchen in den Wagen. Wir wollten gerade losfahren, als wir den Conducteur sahen und hörten, wir er verzweifelt zwei Buben suchte. Wir riefen ihn an. Na Gott sei Dank, da seid ihr, ihr Lausbuben, klettern ohne zu fragen aus dem Waggon! Na, wenn ihr nur da seid, ihr habt mir genug Angst eingejagt! Die Bahnfahrt war schön, und noch schöner war die Wagenfahrt zur Tante, eine Stunde lang.

Die Tante Barbara, eine mittelgroße, etwas rundliche Person, empfing uns mit Freudentränen. Dass sie bald wirkliche Tränen weinen musste, konnte sie noch nicht wissen. Es gab nämlich im ganzen Ort keine schlechteren Knaben als uns zwei, in Gesellschaft eines zwölfjährigen Waisen aus Prag, der bei unseren Nachbarn wohnte und ebenfalls die Ferien da verbringen wollte. Er war ein durch und durch verdorbener Junge, der uns zu allem Bösen anstiftete und uns eines Tages nach Kolin mitnahm ohne die Tante oder auch seine Großmutter zu verständigen.

So wie wir waren, barfuß, ohne einen Kreuzer Geld, blieben wir den ganzen Tag aus, um den Jahrmarkt zu sehen, und spät abends kamen wir nach Hause. Der Jahrmarktrummel fesselte uns so, dass wir vor lauter Schauen, dem Anhören der Moritaten, bei den verschiedenen Belustigungen und der Musik nicht hungrig wurden. Dann kam die Angst um den Wenzel oder Vaclav, wie wir ihn nannten. Wir hatten ihn verloren. Der Kerl verschwand, damit er uns von der von einem Händler gestohlenen Wurst nichts geben musste. Das Stehlen schien er gelernt zu haben, denn auch Spielsachen tauchten zu Hause auf, die er natürlich nicht bezahlt hatte. Inzwischen hatten sich der arme Onkel und auch die Tante große Sorgen gemacht. Die Tante hatte uns überall gesucht und weinte, als wir im Finstern hungrig, müde und mit blutenden Zehen ankamen.

Trotz des Versprechens, mit Vaclav nicht mehr zu verkehren, waren wir am nächsten Tag beim Obstdiebstahl beisammen. Wir bekamen vom Besitzer Schelte, da wir unreife Äpfel abrissen. Die Tante hatte genug reifes Obst, auch Stachelbeeren und Ribisel, aber gestohlene, unreifes schmeckte uns besser. Ja, lieber Onkel Uher, wir waren kleine Nichtsnutze. Deinen Strohschober hinter dem Garten hatten wir ausgehöhlt, um in der Höhlung schön liegen zu können. Vor dem Schober machten wir ein Feuer, um unsere auf fremden Grund geernteten Kartoffeln braten zu lassen. Bald wäre der große Strohschober in Flammen aufgegangen, da eine Kuh, die Vaclav aus dem Kleeacker gejagt hatte, beim Laufen einige brennende Holzstücke gegen das Stroh stieß. Wir drei Buben hatten zu tun, mit bloßen Füßen die Flämmchen nieder zu treten, um ein größeres Feuer zu verhüten. Dass wir uns dabei auch die Füße tüchtig verbrannten, hätten wir noch hingenommen, aber auf einmal stand unser Onkel vor uns, den Leibriehmen in der Hand, und schon gab es Hiebe, hageldicht auf Rücken und Hintern. Vaclav bekam nur wenig ab, da er rasch davon rannte. Der Onkel schalt uns gehörig aus, da wir, statt Kühe zu hüten, nur Dummheiten machten.

Anfang September wird in Roth Petschkau für die Brauerei aus der großen Hopfenanlage Hopfen geerntet. Die Brauerei, der Gutsbesitz und die Hopfenäcker gehören dem Baron Hruby von Jeleny, ebenso das Schloss mit der berühmten Orchideenzucht und dem großen alten Park. Onkels Sohn, der zu dieser Zeit studierte und den Abschluss in Chemie machte, hatte das Glück, auf Baron Hruby's Besitz Kaolin zu entdecken. Heute noch wird dort Porzellan in reicher Auswahl erzeugt. Später war Professor Franz Uher Direktor des Gymnasiums in Pisek. Der Hopfen wird in großen Körben gesammelt und nach Korb bezahlt. Da ist es doch klar, dass auch wir Buben, wie so viele vom Ort zur Hopfenernte zogen, ohne der Tante etwas davon mitzuteilen, um auch einige Kreuzer zu verdienen. Wir bekamen auch tatsächlich unsere wohlverdienten Kreuzer, die wir der Tante geben wollten. Sie nahm unser Geld nicht an und verbot uns ein für alle Male, dort hin zu gehen. Auch mit Vaclav durften wir nicht mehr sprechen und spielen, besonders nachdem ihn Onkel dabei erwischte, wie er zwei Schwalbenester mit einem Stecken zerstörte. Auch den Kirtag zu Anna machten wir mit, und ich erinnere mich gerne an diesen Tag. Da gab es Golatschen, verschiedenes Backwerk mit Nüssen, Powidl und Topfen und den Bratenduft roch man von weitem. Als der liebe Onkel mit der guten Tante in die Kirche zum Hochamt ging- sie hatten nur einige Schritte zur Kirche, da das Anwesen des Onkels sich am Hauptplatz gegenüber der Kirche befand-, bekam ich den Auftrag auf zwei Bleche voll Backwerk acht zu geben, damit es nicht verbrennt. Vor dem Kirchgang wurde noch schnell ein Hahn geschlachtet. Der Hahn lag auf der Küchenbank noch mit vollem Federnschmuck und unweit davon lag auch unser großer Hund, der Tyras. Auf einmal ist der Hahn verschwunden, die Küchentür war ins Freie offen. Wir suchten alles ab, konnten ihn aber nirgends sehen, nur eine Schar Hühner und zwei Hähne im Hof und auf dem Misthaufen. Sollte ihn der Hund gefressen haben oder hat am Ende jemand den Hahn gestohlen? Vor lauter Suchen vergaßen wir auf die zwei Bleche, die natürlich ziemlich angebrannt waren. Mehr brauchst nimmer, der Hahn fort, das Backwerk verbrannte. Als wir die Tante von der Kirche kommen sahen, heulten wir darauf los und erzählten was geschah. Das angebrannte Backwerk bekamen wir zur Strafe zu essen. Und der Hahn? Den entdeckte die liebe Tante nach einer halben Stunde, in der sie uns alles Schöne genannt hatte, stolz im Hof spazieren. Nun bekam es einmal auch unser lieber Onkel Josef zu spüren. Und doch, es war eine schöne Zeit, die wir bei Onkel und Tante verbrachten. Jeden Morgen fuhren wir hinaus ins Feld um Viehfutter, schnitten die Mohnkapseln ab, ernteten Linsen und Bohnen und durften oft auf dem Pferde heim reiten oder wir lagen am Heu,dem Grünfutter, das wir aufladen halfen. Als dann unsere liebste Mutter brieflich ankündigte, sie komme uns abholen, weil die Ferienzeit zu Ende ging, waren auch wir froh, nach Hause zu kommen, und ich ging gerne wieder zur Schule.

Als die Mutter ankam, da wurden unsere Sünden preisgegeben, und doch sah ich beim Abschied nehmen Tränen in den Augen der Onkels und der guten lieben Tante. Ob aus Freude, dass sie diese kleinen Tunichtgute loswurden, oder hatten sie uns doch etwas lieb gewonnen? Jedenfalls bekamen wir viele gute Sachen mit, und das Abküssen und Händeschütteln auf der Bahnstation in Kolin war herzlich, und ich hoffe heute noch, dass sie unsere Untaten verziehen hatten. Die Fahrt bei sonnigem Wetter war sehr schön, und Vater holte uns abends in Wien ab. War das ein freudiges Wiedersehen! Na, Wien bleibt Wien für uns. Wo hat man so schöne Fronleichnamsprozessionen wie hier für uns Kinder und Erwachsene? Auf dem Prozessionsweg war Gras gestreut, Birkenstämmchen waren entlang der Häuserwände platziert, es gab vier schön geschmückte Altäre und eine Abordnung der Infanterie, die bei jedem Altar während der Messe eine Salve abschoss. Die Invaliden marschierten mit und erst recht wir Kinder aus sämtlichen Klassen der Volksschule. Die Mädchen waren weiß gekleidet und streuten aus Körbchen Blumen auf dem Weg, und wir Buben mussten ja geschlossen je nach Klasse mit marschieren. Dann kamen die Jungfrauen der Kongregation, der Junggesellenbund und nicht zuletzt die Knabenhortmusik. Die vielen Fahnen und Kreuzträger und erst der Himmel mit den vielen Priestern! Da war auch der alte, beleibte Herr Dechant, über den viele lachten, wenn er mit seinem Mopshund spazieren ging; beide sahen sich ähnlich.

Auch in Erdberg war damals alle Jahre Kirtag. Da gab es so viele Standerln und so viele schöne Sachen! Das war ein Gepfeife und Getute, und es gab auch viele Tränen der Kinder, wenn die arme Mutter für ihren Fratzen nichts kaufen wollte. Da gab es Marzipan in Hülle und Fülle, Zuckerln und Näscherien, Spielsachen aller Art, Rosenkränze, Heiligenbilder und Gebetbücher. Viel Freude bereitete uns der Märchenerzähler, der ein bis zweimal im Jahr in die Schule kam. Wenn wir uns für zwei Kreuzer im Turnsaal die Märchen anhörten, da war es mäuschenstill. Auch kam hie und da eine Tierschau mit einem Stachelschwein, mit Affen, Papageien, Schlangen und Schildkröten und noch manchem Kleintier. Da zahlte jedes Kind drei bis fünf Kreuzer, es war ja verständlich, dass die Tiere auch Futter wollten. Endlich wurden die Häuser uns gegenüber, nämlich Haus Nr. 14a und 14b fertig gebaut, bis auf die Fassade, an der gerade gearbeitet wurde. Den Paternoster hörten wir wochenlang Ziegeln, Dachziegeln, Trame, Mörtel und alles was zum Bau nötig war, transportieren. Es war einmal Samstagnachmittag, ich stand gerade beim Fenster und sah den Maurern zu, wie sie ihr Werkzeug versorgten, da ja Feierabend gemacht wurde. Mittags erhielt schon jeder Maurer seinen Lohn, und einige Stunden darauf sah man schon ein paar betrunken. Da sah ich, wie sich seitlich im dritten Stock das Sicherungsbrett loslöste, und da saust auch schon ein betrunkener Maurer - zur